



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Umaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das lächelnde junge Mädchen in dem in der Sonne glänzenden lila Kleid schritt langsam den Gartenweg hinab und auf den Kreuzgang zu, wo sie verschwand. Statt sich hinter ihr her zu machen, blieb John beobachtend an der Seite seiner Ratgeberin stehn.

Sie ist dort drüben rechts aus dem niedrigen Torweg gekommen, dort, wo die zwei Zypressen stehn, und sie erschien, als meine Beschreibung ihren Höhepunkt erreicht hatte, berichtete die Lady. Da sie ohne Hut war, wirst du kaum die Wahrscheinlichkeit bestreiten wollen, daß sie im Hause wohnt.

Nein, es scheint wirklich so, gab John zu. Ich stehe vor einem Rätsel.

Der Garten sieht ganz düster und leer aus, seit sie ihn verlassen hat; findest du nicht auch? fragte sie. Und doch schien er hübsch genug, ehe sie kam. Und sieh mal die Eidechsen — vier sind es, scheint mir —, die bei ihrem Kommen von der Sonnenuhr weghuschten, kommen jetzt zurück. Na, was du zu tun hast, ist klar. Vermutlich wäre es dir nicht möglich, einer armen alten Frau eine Tasse Tee zu geben?

Ich war im Begriff, dies vorzuschlagen, sagte John. Erlaube, daß ich dich in meine Wohnung führe.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Das Zustandekommen der Konferenz von Algeciras ist ein Verdienst der deutschen Politik, die damit die Marokkofrage wieder auf den internationalen Rechtsboden zurückverlegt hat, von dem sie durch die Begehrlichkeit Frankreichs beinahe verdrängt worden war. Deutschland hat sich dabei weder durch anti-französische noch durch kriegerische Velleititäten bestimmen lassen. Es ist im Gegenteil der offensiven französischen Politik gegenüber in der Defensive geblieben, in der Verteidigung seines eignen Rechts sowie des Rechts und der Interessen aller Signatäre der Konvention von 1880. Damit ist Deutschlands Stellung völlig unanfechtbar. Die Frage aber, weshalb sich gerade Deutschland zum Führer dieser Defensive auf die Gefahr hin gemacht hat, dadurch einen deutsch-französischen Interessentkonflikt und schließlich vielleicht einen Krieg von den größten Dimensionen hervorzurufen, wird einfach dadurch beantwortet, daß Frankreich Marokko für französische Interessen monopolisieren, es „tunisifizieren“ wollte, Deutschland aber die Pflicht hat, um seiner alljährlich um eine Million Köpfe wachsenden Bevölkerung willen unsern Handel und unsrer Industrie jede heute noch offene Tür auch ferner offen zu erhalten. Außerdem war es mit der Würde des Deutschen Reichs unvereinbar, daß über seine vertragsmäßigen Rechte durch französisch-englische und versuchte französisch-marokkanische Abmachungen einfach hinweggegangen wurde. Hätte sich Deutschland gegenüber diesem ersten Versuche auf eine Politik des mutigen Zurückweichens beschränkt, so hätte es damit seine Stellung als Großmacht von selbst aufgegeben und wäre in die Reihe der Mächte zweiten Ranges zurückgetreten. Es wäre das ein Verlassen der Pflichten gewesen, die Preußen und Deutschland durch Königgrätz und Sedan überkommen sind, der erste, nachträglich gar nicht wieder zu reparierende Schritt zur Preisgebung eines großen Erbes, der vor der Nation und vor der Geschichte, vor dem Gewissen der leitenden Persönlichkeiten nicht hätte gerechtfertigt werden können. Es gab da eben keine andre Wahl als die, der Bismarckschen Tradition zu folgen und „den Fuß beim Mal zu halten.“

In der Presse des In- und des Auslandes scheint nun aber vielfach die Meinung zu herrschen, daß sich Deutschland an dem durch Zusammentritt der Konferenz erreichten unzweifelhaften diplomatischen Erfolge genügen lassen und hinter diesem Vorhang bereit sein werde, Frankreich am Konferenztisch zu Algeciras

auf der internationalen Präsentierschüssel als „Konferenzbeschluß“ die KonzeSSIONen darzubringen, die es ihm im Schriftwechsel zwischen Berlin und Paris versagt hat. Die Konferenz würde damit — und das scheint namentlich eine französische Auffassung zu sein — zu einer Art Komödie werden, nur dazu bestimmt, eine in Paris vorausgesetzte deutsche Eitelkeit, ein deutsches Prestigebedürfnis zu befriedigen, während in der Wirklichkeit Deutschland seinen Widerspruch aufgab und — gedeckt durch „Konferenzbeschlüsse“, die zu verhindern es weder den Willen noch die Kraft hätte — vor der französischen Offensive den Rückzug anträte. Die Franzosen scheinen an Analogien zwischen 1805 und 1905 und demgemäß vielleicht ebenso an solche zwischen 1806 und 1906 zu glauben. Das gefährlichste deshalb, was die Presse und die öffentliche Meinung in Deutschland tun könnte, wäre, durch fortgesetzte Friedensbeteuerungen in Frankreich und sonst im Auslande den Eindruck hervorzurufen, daß das Reich den letzten Trumpf seiner Politik niemals ausspielen werde, daß es dem Kriege grundsätzlich ausweiche, und daß es von einem unkriegerisch gewordenen Geschlecht bewohnt sei.

Eine solche Züchtung des Glaubens an deutschen Kleinmut, an eine Abneigung der Deutschen, auf die Behaglichkeit einer behäbigen und bequemen Friedensexistenz zu verzichten, an unser Bedürfnis, lieber Interessen preiszugeben, wenn es nur irgend mit Wahrung des politischen Decorums geschehen kann, als dem Gegner die entschlossene Bereitwilligkeit zu zeigen, gegenüber jeder systematischen Verletzung der deutschen Großmachtinteressen den Degen zu ziehn — wäre eine schwere Gefährdung unserer nationalen Sicherheit. Jede Verminderung des Glaubens an deutsche Entschlußkraft und Entschlußfähigkeit ist immer eine Vermehrung der Entschlußkraft auf der Seite des Gegners. Gewiß wollen wir alle wünschen und hoffen, daß aus der Konferenz von Algieras ein nützliches und für lange Zeit dauerhaftes Friedenswerk hervorgehe, aber dieser Wunsch darf niemals so weit gehn, der deutschen Diplomatie die Arme festzuhalten unter dem Geschrei: Nur ja keinen Krieg! Damit würden wir nur das Gegenteil erreichen. Deutschland würde aus der Konferenz entweder mit einer diplomatischen Niederlage, mit allen ihren Konsequenzen, oder mit der Notwendigkeit hervorgehn, sich das Gesetz des Handelns vom Gegner vorschreiben zu lassen. Weder das eine noch das andre darf sein. Deutschland darf vertrauen, daß die heutige Leitung seiner auswärtigen Politik auch diese nicht leichte Angelegenheit zu einem guten Ende führen wird, wenn anders die Kräfte, die der Reichskanzler fest und geschlossen hinter sich wissen muß, ihn nicht im Stich lassen.

Im übrigen kommen für die Konferenz doch noch einige Umstände von Einfluß in Betracht: Spanien wird sein Recht auf eine bevorzugte Stellung zu Marokko den weitgehenden französischen Plänen gegenüber behaupten; Amerika tritt entschlossen für die offene Tür ein, also auf derselben Linie mit Deutschland, ebenso wie Präsident Roosevelt in einem kritischen Augenblick des vorigen Jahres durch die von ihm in der bestimmtesten Weise ausgesprochne Erwartung, „daß Frankreich und England die Konferenz beschicken würden“, wesentlich zum Zustandekommen dieser beigetragen hat. Italien endlich faßt die marokkanische Angelegenheit angesichts des Anspruchs der Franzosen auf ihr „großes muslimännisches Reich in Nordafrika“ vom Standpunkte der Mittelmeermacht auf. Es steht der Tatsache gegenüber, daß mit der Okkupation von Tunis die ausgesprochne Absicht Napoleons des Dritten, das Mittelmeer in einen französischen See zu verwandeln, der Verwirklichung wesentlich näher gerückt ist, und daß die Festsetzung der Franzosen in Marokko tatsächlich eine Krönung dieses Planes bedeuten würde. Allerdings sollen ja nach der Abmachung mit England an der Mittelmeerküste keine Befestigungen angelegt werden, aber wer bürgt dafür, daß England den Franzosen nicht eines Tages auch diese KonzeSSION macht, abgesehen davon, daß Frankreich für lange Zeit ihrer nicht bedarf.

So dürfen wir Amerika und Italien wohl als zwei Mächte ansehen, die in Algieras etwas Wasser in den französischen Wein gießen werden, und deren Stellung auch für England nicht gleichgültig sein kann. Seit dem Besitz der Philippinen ist Amerika an der Freiheit des Mittelmeeres interessiert, und die Italiener haben durch die Ernennung Visconti Venostas zum italienischen Konferenzbevollmächtigten

dargetan, daß sie in Algieras ebenso ihrer Mittelmeerinteressen wie ihrer Dreibundspflichten eingedenk sein wollen. Hiernach wird es sich am Konferenztisch doch um mehr als nur um eine internationale Sanktionierung französischer Wünsche handeln.

Mit der Veröffentlichung des „Altenstücke über Marokko“ betitelten deutschen Weißbuchs ist die marokkanische Angelegenheit gewissermaßen in eine neue Phase getreten. Neue sensationelle Dinge sind in dem Hefte freilich nicht zu finden, die hat Fürst Bülow für sich oder für einen geeigneten Augenblick zurückbehalten. Nicht einmal über den kaiserlichen Besuch in Tanger findet sich ein Wort. Aber um so deutlicher wird in aller Objektivität und Klarheit festgestellt, daß die französische Diplomatie dem Sultan ihre Reformvorschläge als „Mandatar der Mächte“ machte, sich dabei aber auf mündlichen Vorschlag unter Vermeidung jeder schriftlichen Mitteilung beschränkte, doch auch nur in der Absicht, den Marokkanern den französischen Zaum schnell um den Hals zu legen, die Mächte vor eine vollendete Tatsache zu stellen und ihre Mitwirkung an den marokkanischen „Reformen“ auszuschließen. Hat doch der französische Gesandte in Fez im Auftrage des Herrn Delcassé ausdrücklich erklärt, daß die französische Regierung es als „eine Beeinträchtigung ihrer Interessen“ ansehen würde, wenn die französischen Reformvorschläge den Signatarmächten zur Kenntnisnahme und Äußerung unterbreitet würden! Der Gesandte verhandelte in Fez ungefähr ebenso wie seinerzeit Benedetti in Gms, und Delcassé schrieb seine Instruktionen im Stile des Herzogs von Gramont. Brusque le roi! Vielleicht lernt die französische Diplomatie aus diesem abermaligen Mißgeschick, daß man in solchem Stil heutzutage nur schlechte Geschäfte macht. Sehr lesenswert, durch Ruhe der Auffassung, Klarheit und Deutlichkeit der Sprache sich auszeichnend, ist der Erlaß des Reichskanzlers an den Botschafter in Paris vom 1. Mai vorigen Jahres, es ist darin die ganze Genesis der marokkanischen Frage für jeden Deutschen klar und deutlich niedergelegt, jedes Mißverständnis ist auch für die Franzosen ausgeschlossen. Wenn man Gelbbuch und Weißbuch zusammen liest, wird man über das voraussichtliche Ergebnis der Konferenz sehr bald klar sehen. — Einzelne Zeitungsnachrichten machen den Eindruck, als ob zurzeit der Konferenz eine gefährliche Anhäufung von Kriegsschiffen aller Nationen bei Tanger stattfinden würde. Das ist natürlich Unsinn. Zumal Deutschland denkt gar nicht daran, auch nur einen Kreuzer in das Mittelmeer zu senden.

* * *

Seit dem Besuche des Kaisers in Braunschweig hat der unbeschäftigte Spürsinn einiger Blätter die sogenannte braunschweigische Frage wieder hervorgeholt. Diese Frage existiert nicht. Wenn der Besuch des Kaisers bei dem Prinzregenten eine politische Bedeutung gehabt hat, so konnte es nur die sein, die Stellung und das Ansehen des Prinzen zu stärken. Nicht anders sind auch die beiden Kundgebungen des Kaisers zu deuten, die seit dem Besuch an den Regenten ergangen sind. Von der cumberlandischen Seite liegt nichts, aber auch gar nichts vor, was die Stellung des Kaisers zum Regenten und zum Lande Braunschweig irgendwie verändern könnte. Am allerwenigsten seit der eiligen Abreise des Cumberlanders aus Kopenhagen. Jede Annäherung muß von der cumberlandischen Seite ausgehn, und man wird dann in Berlin prüfen, was sie sachlich wert ist: die Mitteilung eines hannoverschen Blattes, der Herzog von Cumberland habe für die Begegnung in Kopenhagen die „Bedingung“ gestellt, vom Kaiser als souveräner regierender Fürst behandelt zu werden, eine darauf vom Kaiser ergangne drastische Gegenfrage habe dann die Begegnung vereitelt, weil der gekränkte Herzog Kopenhagen schleunigst verließ, wird von Personen, die in der Lage sind, die Verhältnisse zu übersehen, nicht für richtig gehalten. Allerdings müßte es auf den Kaiser einen komischen Eindruck machen, wenn ihm der Herzog für seinen Empfang „Bedingungen“ stellen wollte. Bedingungen zu stellen wäre Sache des Kaisers, der absolut keinen Grund hat, eine Begegnung zu wünschen oder herbeizusehnen. Der Kaiser hatte es der dänischen Königsfamilie anheimgestellt, ob sie den Herzog zum Bleiben bestimmen

wollte oder nicht, und es ist nicht bekannt geworden, ob der Herzog mit seiner eiligen Abreise dänischen Wünschen entsprochen hat, oder ob das Gegenteil der Fall gewesen ist. Jedenfalls stehn Preußen und sein König in dieser Angelegenheit auf dem Standpunkt: es geht auch so. Findet der Herzog es weiter für angemessen, sich wie weiland Graf Chambord in die weiße Fahne seines Protestes einzunwickeln, so wird er damit den Gang der geschichtlichen Entwicklung schwerlich aufhalten. Braunschweig ist zwar die Stadt der Konserven, aber man wird auch dort eines Tags zu der Einsicht kommen, daß es nützlichere Dinge gibt, als ein Menschenalter und darüber hinaus Ausschau nach einem dem Reiche fremd gewordenen Fürstenhause zu halten, das eine Anhänglichkeit an das niemals besessene Land weder hat noch haben kann. Eine soeben veröffentlichte Unterredung des bisherigen braunschweigischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Cramm-Burgsdorf, mit Windthorst in Ems im Jahre 1879 bereichert die Akten zur „braunschweigischen Frage“ in dankenswerter Weise. Die Verhältnisse in Braunschweig drängen durchaus nicht zu einer Änderung. Land und Regent haben sich einander im Laufe der langen Jahre mehr und mehr genähert, und die in Bayern fast eben so lange bestehende Regentschaft tut dar, daß die Stellung des zweitgrößten Bundesstaates durch die „Verweiserschaft“ in keiner Weise berührt wird. Dasselbe ist bei Braunschweig der Fall. Die braunschweigische Regierung hat sich im Bundesrat die volle Freiheit ihrer Entschlüsse bewahrt und solche oft genug betätigt, andererseits ist Braunschweigs Verhältnis zu dem das Land umgebenden Preußen jetzt jedenfalls besser, als dies unter einem welfischen Herzog der Fall sein würde. Die Gegenwart ist in guten Händen gesichert und die Zukunft ist offen gehalten.

* * *

Die Reichstagsferien sind zu Ende. In der Weihnachtspause hat die publizistische Erörterung der Aufgaben, die das Reichsparlament beschäftigen, fortgedauert, ohne irgendein Resultat, d. h. ohne irgendeine Klärung herbeigeführt zu haben. In der Finanzfrage ist freilich die Ansicht, daß es so wie bisher nicht weiter fortgehen kann, ziemlich allgemein geworden, aber jeder einzelne Steuervorschlag hat den lebhaften Widerspruch der dadurch zunächst berührten Kreise gefunden. Es ist die alte Erfahrung, daß eben niemand seinen Geschäftsverdienst vermindert sehen will, daß aber dagegen Einkommen- und Erbschaftsteuer auf viel weniger Widerspruch stoßen. Die einzelnen Geschäftszweige haben entweder durch ihre Organisationen oder durch eigne publizistische Organe oder durch gut gepflegte Beziehungen zur Presse die Möglichkeit, jede ihnen unbequeme Besteuerung durch einen großen Larmaufwand zu bekämpfen, während die so tief in die Privatverhältnisse Aller eingreifende Erbschaftsteuer unangefochten bleibt, weil sie nicht einen bestimmten Geschäftszweig trifft, und weil ein Widerspruch schwer zu organisieren ist. Steuern, die in jedem andern Lande ohne weiteres hingenommen werden — es sei zum Beispiel an den Frachtbriefftempel in Österreich erinnert —, werden bei uns zu Lande als eine schändliche Ungerechtigkeit angesehen. Der Bayer hat seit Jahrzehnten seine hohe Biersteuer und trinkt dafür sein gutes Bier, während alle Brauereien florieren. Wir Norddeutschen dagegen regen uns wegen einer höhern Besteuerung des Braugewerbes mächtig auf, um bei unserm geringen Bier mit seinen Surrogaten zu bleiben. Die Deutschen sind nun einmal ein komisches Volk!

* * *

Die publizistischen Erörterungen, mit denen die seit Monaten erwartete Ernennung des Generals von Moltke zum Chef des Großen Generalstabes begleitet wurde, sind für die deutsche Politik dem Auslande gegenüber auch nicht gerade nützlich. Militärische Schriftsteller scheinen es dem General zu verübeln, daß er aus der Garde hervorgegangen ist. Dafür kann er aber doch nicht; im übrigen ist seine Vorbildung für den Posten eine solche, wie sie nur gewünscht werden kann, mit Ausnahme des Umstandes, daß er nicht wie Graf Waldersee und wie der Feld=

marſchall Graf von Moltke Chef des Generalſtabes eines Armeekorps geweſen iſt. Der Feldmarſchall hatte allerdings den Vorzug gehabt, nicht nur in den Jahren 1838 bis 1840 während der türkiſchen Feldzüge in Kleinaſien Studien über Truppenführung im Kriege machen zu können — ebenſo wie Graf Walderſee durch ſein eigentümliches Kommando zur Voirearmee —, ſondern er hatte von da ab achtzehn Jahre lang dem Generalſtabe angehört, bevor er an deſſen Spitze trat. Sein jetziger dritter Nachfolger ſtammt aber immerhin noch aus ſeiner, der alten Moltkeſchen Schule, und die Verechtigung zu der Frage: „Aber wer iſt General von Moltke?“ iſt heute jedenfalls geringer, als ſie es am 3. Juli 1866 bei Königgrätz aus dem Munde eines preußiſchen Generals war.

§

Die amerikaniſche Gefahr. Unter dieſem Titel iſt bei Stephan Weibel in Altenburg eine Broſchüre erſchienen, die wir nicht überſehen wollen. Sie koſtet nur 75 Pfennige, ihr Titel hat den Zuſatz: „keine wiſchaftliche, ſondern eine geiſtige,“ und ihr Verfaſſer nennt ſich Germanus. Der erſte Teil, daß die amerikaniſche Gefahr keine wiſchaftliche ſei, d. h. nicht für uns, ſondern vielmehr für die Amerikaner ſelbſt, enthält gute und klare allgemeine Urteile über Amerika, aber die Schlußfolgerungen werden wenig Glauben finden: Eine Gefahr beſtehe weder für unſre Induſtrie, denn die Induſtrie der Union ſei durch die Truſts geknebelt und überſchuldet, noch für unſre Landwiſchaft, denn durch unſre Getreidezölle hielten wir unſre Preiſe unabhängig vom Weltmarkt in einer Höhe, daß ſie zu beſtehn vermöge. Es iſt reiner Optimismus, der dem Verfaſſer die Augen verſchließt, daß er in unſrer Landwiſchaft „die überall hervortretende Tendenz auf Verkleinerung und Teilung der Betriebe“ für etwas gutes hält, daß er glaubt, es werde genau das Gegenteil von dem eintreten, was der Sozialismus erwarte. „Ein ſozialdemokratiſcher Anecht, ſagt er, iſt mir noch nicht vorgekommen.“ Wie iſt das möglich, da es doch Tauſende von Sozialdemokraten ſogar unter den häßlichen Dienſtboten gibt? Es will uns ſcheinen, als hätte der Verfaſſer ſeine im einzelnen oft recht anregenden Gedanken doch zu wenig auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Wenn man ſo hört, müßte ſich ſcheinen. Aber ſeine Ausführung gibt keine Beweiſe, z. B. von dem, was er über den amerikaniſchen Arbeiter ſagt, über ſeinen höhern Lohn, ſeinen Bildungsmangel, ſeinen politiſchen Indifferentismus und ſeinen Stumpfſinn gegen den Sozialismus! Der amerikaniſche Arbeiter hat doch die Bildung, die er braucht, die Sozialdemokratie aber braucht ihn drüben herzlich wenig zu kümmern; eher könnte ihn die Fruchtbarkeit der ſchwarzen Rasse beunruhigen, wenn er ſich Gedanken um ſeine Zukunft machen wollte. Was ſoll man ferner zu ſolgendem ſagen? „Der Amerikaner hat keinen Begriff vom Werte der Zeit. Daher hat er das ſchauderhafteſte Eiſenbahnweſen der Welt; Zugverſpätung, und zwar beträchtliche, iſt die allgemeine Regel.“ Ich habe immer gehört, der Komfort in den großen Zügen ſei von einer anderswo unerhörten Vollkommenheit, und von der Unpünktlichkeit des Betriebes erklären meine amerikaniſchen Freunde noch nichts bemerkt zu haben. Was die uns von Amerika drohende geiſtige Gefahr anlangt, können wir uns die allgemeinen Leiſtungen des Verfaſſers wohl aneignen. Sie richten ſich gegen die übertriebene Bewunderung der amerikaniſchen Erfolgsmacherei und weiſen eindringend auf die tiefern, geiſtigen Werte unſrer alten, hiſtoriſchen Kultur hin, auf das griechiſche Ideal, das humaniſtiſche Gymnaſium uſw. Man wird das alles mit Vergnügen leſen. Aber wie ſoll man es anwenden? Der Amerikaner lache über die altgriechiſchen Lampen, weil ſie für unſre Zeit jammervolle Beleuchtungskörper ſeien; uns entzücke ihre Eleganz, ihre „Kultur,“ der nichts aus unſern Tagen gleichkomme. Aber, entgegen wir, der Amerikaner kauft doch auch Antiken, vielleicht ſogar Ton- oder Bronzelampen, nur ſperrt er ſie in ſeine Muſeen und erfreut ſich dann ebenſfalls auf ſeine Weiſe daran. Und anſtecken und brennen wollen wir ſie doch auch nicht, ſondern wir ſind froh, daß wir Gas und elektriſches Licht haben, obwohl wir dem Verfaſſer recht geben, daß darin kein Fortſchritt der Kultur, ſondern

„nur“ einer der Zivilisation liegt. Also der Schönheitswert einer griechischen Lampe und der Nutzen des elektrischen Lichts sind, was man in der Mathematik inkommensurable Größen zu nennen pflegt. Und ebenso steht es mit dem humanistischen Bildungsideal und dem amerikanischen Industrialismus. Wirtschaftliche Interessen sind stärker als Kunst und Eleganz. Von dem einen lebt man, und mit dem andern kann man leben. Es ist doch auch weder gerecht noch praktisch richtig, wenn der Verfasser dort nur den gerissenen Yankee und hier nur den Deutschen von hellenistischer Bildung sieht. Und er unterschätzt das amerikanische Unterrichtswesen, von dem wir noch viel werden lernen müssen. Die reichlich hundert Jahre, seit in den deutschen Schulen wirklich Griechisch gelernt worden ist, haben uns sicherlich gut getan, aber der gegenwärtige Zustand, wo die Gymnasiallehrer den Segen der klassischen Erziehung verkünden, die Schüler abfallen und Nachhilfestunden nehmen, und die Eltern seufzen, zeigt doch deutlich genug, daß der alte Apparat nicht mehr gut arbeitet. Germanus ist ein geistreicher, lebendiger Unterhalter, nur sollte er nicht drucken lassen: „Humanität ist die Note Tolstoi, Kultur ist die Note Nietzsche,“ denn das ist, mit Verlaub, Unsinn, oder solche Ansichten wie die, daß bei uns in Deutschland den Maler Reibl jedes Dienstmädchen kenne, denn das werden nicht einmal unsre Kunststerzler behaupten. Wir sind seinen Dissolving views mit lebhaftem Interesse gefolgt, aber für unsre Lebensführung wüßten wir keine Folgerung daraus zu ziehen.

Die Liebe als Leitstern.*) Ein eigentümlich schönes Buch, das ich mit stiller Freude gelesen habe. Es bringt einen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn. Der Sohn ist am Ende seiner Studien, zugleich am Ende seines religiösen Glaubens, er hat Gott verloren und glaubt auch an seinen sittlichen Bestrebungen und den Idealen, die einst seine Seele erfüllten, Schaden gelitten zu haben. In dieser Not wendet er sich an seinen Vater und sucht bei ihm Hilfe. Dieser versucht es auch, zu helfen, und er geht von dem einzig festen Punkt in dem Seelenleben seines Sohnes aus, von dessen Glauben an die lautere und reine Liebe seines alten Vaters. Von hier aus versucht er es, seinem Kinde die Tore der Gotteserkenntnis wieder zu eröffnen. Wie das nun geschieht, das muß man in dem Buche selbst nachlesen. Es ist ein schön geschriebenes Werk, voll feiner Gedanken und voll herzlicher Empfindung, das man jedenfalls nicht ohne Gewinn lesen wird. Ob freilich die Beweisführung auch den Leser in derselben Weise überzeugen wird wie den Sohn, der unmittelbar unter dem Eindruck einer treuen und hingebenden Liebe steht, das weiß ich nicht. Es wird auch nicht schaden, daß der Leser noch zweifelnd bleibt, während der Sohn schon überzeugt ist. Ich habe gefunden, daß beim stillen Lesen des Buchs von Brief zu Brief der eignen Gedanken mehr werden und daß das Buch zum Weiterdenken und zum Ausklingenlassen der angeschlagenen Töne drängt.

So glaube ich das Buch empfehlen zu dürfen. Besonders wo sich etwa ein Vater in ähnlicher Lage seinen heranwachsenden Kindern gegenüber weiß, die er eine andre Richtung einschlagen sieht, als ihm lieb ist, da wird dieses Buch vielleicht als guter Freund aufgenommen werden, und den Weg zeigen, sich mit dem Teuersten auf Erden wieder zusammenzufinden: die Liebe als Leitstern. S.

Berichtigung. Auf Seite 562 des vorjährigen vierten Bandes der Grenzboten haben wir den Lesern Ralph Waldo Trine als Frau vorgestellt. Das ist er nicht, sondern ein wirklicher „er.“ Unser Irrtum rührt, wie uns ein Kenner des Originals mitteilt, von einem Schnitzer des Übersetzers her, der werte I a woman mit „ich als Frau“ wiedergegeben hat.

*) Ernst Gollnow, Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Leipzig, Deichert. 3 Mark, gebunden 3,75 Mark.